

Rom Caesars - Rom Petri

Autor(en): **Steinen, Wolfram von den**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **17 (1949-1950)**

Heft 11

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ROM CAESARS — ROM PETRI

VON WOLFRAM VON DEN STEINEN

Die großen Antiken wirken auf uns unmittelbar, als zeitlose Kunst. Wer in Paestum oder im Pantheon, vor dem Venusthron oder dem olympischen Apoll den Eindruck der Schönheit erfährt, der mag sich wohl historische Erläuterungen hinzuwünschen, um sich das Gefühlte klarer zurechtzulegen, aber es ist nicht so wie in vielen andern Epochen der Kunst, daß man zunächst einmal vor einer fremden Sache steht und dann erst durch geschichtliche Deutungen, durch Entschuldigungen gleichsam (die Leute waren halt dazumal so) einen Zugang bekommt.

Und nun lernen wir, erst die Renaissance habe die Alten «entdeckt» und ihre Kunst aus tausendjährigem Schlafe wiedererweckt. Indessen so ganz trifft das nicht zu: und wie sollte man sich's auch vorstellen, daß dreißig Generationen an diesen Werken blind vorübergegangen wären? Waren es doch nicht nur Zeiten der Barbarei, sondern auch solche großartiger Bau- und Bildkunst. Die Renaissance, das bleibt wahr, hat der Antike ihren Selbstwert gegeben; ja, sie sah klassische Normen in ihr verwirklicht und konnte sie darum zum Vorbild nehmen. Das Mittelalter hingegen empfing seine Normen allein aus dem Christentum, und so kam es nicht darüber hinweg, daß die Tempel samt ihren Götterbildern einem verworfenen Kulte entsprungen waren. Eine Scheidewand war aufgerichtet, über die kaum Einzelne hinausspähten; und diese Wand umzulegen, das war das Werk der Renaissance. Historisch hatte das Mittelalter übrigens vollauf recht, wenn es sich nicht darauf einließ, die alten Denkmäler religionsfrei als bloße Werke der Kunst zu genießen: denn auch die Alten selber hatten, mindestens in ihren schöpferischen Zeiten, eine absolute Kunst nicht anerkannt. Aber: die *Schönheit* des Altertums war darum dem Mittelalter durchaus nicht verborgen, so wie es auch bei vielen Gelegenheiten die Alten als geistig und technisch überlegen empfand. Hätte man nur diese Schönheit heiligen, ihr in der eignen Welt ihren Platz geben dürfen!

Sogar das hat man versucht. Tempel hat man in Kirchen verwandelt, Karl der Große ließ zur Stütze seines Aachener Gottesmünsters klassische Säulen heranziehen. Könige siegelten mit alten Gemmen, Bibeln wurden in spätromische Elfenbeinplatten eingebunden, fromme Träger der Kirchenidee ließen sich in antiken Reliefsarkophagen beisetzen — dies alles in der strengen karolingisch-romanischen Zeit. Es

ist vorgekommen, daß man einem plastischen Kruzifixus als Haupt einen hellenistischen Kopf aufnietete. In Rom bestaunte der Pilger die Reiterstatue Mark Aurels, weil sie unter dem Namen Konstantins stehenbleiben durfte, und die nackten Dioskuren als die Helden einer Legende. In der Stauferzeit erwarb ein alemannischer Graf auf seinen Romzügen eine wundervolle augusteische Kamee mit dem Kopfe der Friedensgöttin: er ließ sie in erlesenes gotisches Goldschmiedewerk einfassen, gab Perlen und Edelsteine dazu her und hing sie nun als Schmuck um den Hals. Wie schön muß sie ihn gedünkt haben — und eben erlebte er unter seinem Kaiser Friedrich II. die Pax Augusta als altn Neues, cäsarisch-christliches Ideal. Heute ist seine Kamee ein Prunkstück des Schaffhauser Allerheiligenmuseums.

Die Bewunderung antiker Größe und Schönheit hat aber auch ihr Wort gefunden; am großartigsten um 1100 durch einen französischen Prälaten. Um 1100: das ist die Zeit, wo die Christen im ersten Kreuzzug Jerusalem erstürmten und daheim die strengsten Mönchsorden gründeten, die Zeit des Rolandsliedes und der wuchtigen Romanik, die Zeit im Schatten Gregors VII., da der Kampf zwischen geistlichem und weltlichem Schwert nicht nur die Staatenwelt, sondern auch die Herzen aufwühlte. Unfaßbar entfernt scheint diese Zeit von den griechisch-römischen Göttern und ihrer Kunst, auch wenn sie das alte Latein als Schrift- und Dichtersprache pflegte. Trotzdem, keine Zeit ist ein für allemal fertig, und grade um 1100 begann unter der Oberfläche der Same des Minnesangs und der frühen Gotik geheimnisvoll, selbstunbewußt zu keimen. Kein Dichter hat vorausgesagt, was dann im Laufe eines Jahrhunderts von Frankreich her aus dem Samen aufblühte. Aber ein Dichter hatte den Sinn für die steinerne Herrlichkeit; in Rom wurde er sich darüber klar, und nun rief er durch sein Wort den Trieb des Bauens und Bildens zur Bewußtheit und energischeren Tätigkeit auf.

Hildebert von Lavardin (1056—1133), in der Landschaft um die mittlere Loire beheimatet, wirkte als Bischof von Le Mans und zuletzt von Tours, zugleich als das Haupt eines noblen kirchlichen Humanismus, der damals in den Loireschulen gepflegt wurde. Man harmonisierte hier die Vorstellungswelt eines Vergil und Seneka mit dem augustinisch-vorscholastischen Christentum. Man sprach vom Schicksal, von den Sternen als gottgeschaffenen Mächten; man sprach von Göttern als von reinen Naturgeistern, mit denen Natura selber als Gottes Statthalterin den Raum zwischen Himmel und Erde bevölkert hatte, um (ähnlich dem Goethischen Erdgeist) zu ihrem Teile am sausen- den Webstuhl der Zeit zu schaffen. Diese Geister waren da, auch nach der Bibel, und den Wahn der Alten sah man nicht im Glauben an ihre Existenz, sondern darin, daß jene ihnen die allein dem Schöpfer zu-

kommende Verehrung dargebracht hatten. Denn so wurde der Mensch dort untertan, wo er dank seinem unmittelbaren Verhältnis zum Schöpfer Herr sein sollte.

Hildebert kam ein paarmal, insonderheit zu Ende des Jahres 1100, nach Rom; nicht wegen eines Jubeljahrs, das ja erst 1300 eingeführt wurde, sondern in Kirchengeschäften. In uralter Verkommenheit fand er die Stadt, von der ihm Cäsar und Cicero und die augusteischen Dichter ein so leuchtendes Bild vor die Seele gestellt hatten: außerhalb der päpstlichen Hauptkirchen und Paläste alles bettelhaft, auch der anmaßende Adel, der mit dem Rittertum des heimischen Frankreich nach keiner Seite den Vergleich aushielt; die Campagna vor den Mauern lag verödet, und auch innerhalb des riesigen aurelianischen Mauerrings war das meiste unbewohnt — Ziegenweide und Steinbruch. Aber über all der Armseligkeit erhoben sich das Kapitol, das Kolosseum, die Thermen, die Ruinen von Tempeln und von Palästen (Burgen, sagt Hildebert); der Besucher von 1100 fand hier sogar noch manches, was erst im spätern Mittelalter, ja in Renaissance und Barock eingerissen, überbaut, zu Kalk gebrannt oder als Kunstwerk verkauft wurde. Diese marmornen Trümmer machten auf Hildebert solchen Eindruck, daß er dem gegenüber sogar die altchristlichen Basiliken kaum bemerkt zu haben scheint, jedenfalls nicht als große Denkmäler in Betracht zog. Er sah Unvergleichliches, nie wieder Erreichbares, das doch einmal wirklich gewesen war. Einmal, das heißt im Weltalter Cäsars, nicht im Weltalter Sankt Petri.

Vor allem aber: er sah zusammen mit der Größe auch die Schönheit, namentlich die plastische Schönheit der Götterstatuen. Mit solchen Augen müssen ein Menschenalter oder ein Jahrhundert nach ihm die Bildmeister von St. Denis, Chartres, Vézeley, Reims geschaut haben. Die antiken Marmorgesichter, von Menschen gemeißelt, schienen über alles hinauszugehn, was die Natur je geschaffen. Damit bekam die ewige Frage, wieso die Antike untergehn mußte, ihre ganze Leidenschaft: denn eben, nicht nur Staatsmacht und Reichtum war hier versunken, sondern auch Kunst und Bildung, und auch, der Humanist Hildebert weiß es, Kraft und Rechtlichkeit. Wie konnte das sein? Wenn hier der Mensch so Großes errichtet hatte, daß nicht einmal jene einst wahnhaft angebeteten Elementargeister es im Gange so vieler Jahrhunderte zu tilgen vermocht hatten — entsprang da nicht ein Einwand gegen das Christentum, welches nichts dergleichen geleistet, nur der Zerstörung tatlos zugeschaut hatte? Und wenn hier der Mensch dank seiner Gottebenbildlichkeit die Elementargeister so schön darzustellen vermocht hatte, daß diese sich nur wünschen könnten, wirklich so schön zu sein — warum hatte dann der Mensch unter dem rechten Glauben solche Bildnerkraft eingeüßt?

Hildeberts Gedicht gibt die Antwort. Oder vielleicht gibt es auch nur eine halbe Antwort: möge es für sich selber reden. Der Dichter kann nicht anders, er läßt in achtzehn Distichen den überwältigenden Eindruck des cäsarischen Rom hervortreten: Größe und Ruine zugleich. Das größte, was er von dieser Stadt sagen kann, lautet: *Roma fuit*. «Roma, du warst», übersetzte Gregorovius, und mit diesem Akzent wurde die Stelle seither meistens verstanden: als ob sie die Vergangenheit, das schmerzliche Vorbei betonen wolle. Aber die Deutung geht fehl, auf Roma liegt der Ton. Trümmer sind hier, meint Hildebert, aber nicht Trümmer wie andre: hier stand ja die mythische, die ewige Stadt, es war Rom: der Name umfaßt eine Welt. — So des Gedichtes erster Teil; und nun, nach einer epigrammatisch zusammenfassenden Doppelzeile, stellt Hildebert achtzehn andre Distichen entgegen, wo Roma selber spricht und Antwort gibt, nicht mehr die Roma der Cäsaren, sondern die der Päpste, die gestürzte Herrin und dennoch die Mitte der christlichen Welt. Auch hier läßt den Dichter der Eindruck der alten Größe keinen Augenblick los, und was das Christentum bringt, ist ihm nur, wenn man will, die Weisheit der Entsagung, jedenfalls nicht eine strahlende Weltüberwindung. Hier hätten Hildeberts Jahrhundertgefährten, ein Gregor VII., ein Bernhard von Clairvaux, sehr anders gesprochen.

Aber grade so, wie es ist, machte Hildeberts Romgedicht sogleich gewaltigen Eindruck, und Bewunderung haben auch in neuerer Zeit die wenigen immer empfunden, die sich um mittelalterliche Dichtung kümmern mochten.

Hildeberts Romgedicht

Nichts kommt, Roma, dir gleich, und wenn in Trümmern du daliegst;
 Wie in der Blüte du groß warest, verrätst du im Fall.
 Lange Jahrhunderte haben den Stolz vernichtet, und Cäsars
 Burg und des Göttergeschlechts Tempel versinken im Sumpf.
 Da das Werk — hin stürzte das Werk, vor dem die Barbaren
 Beben, solange es stand, klagen, seitdem es zerbrach,
 Das der Könige Schwert und die sorgende Hut des Senates
 Und die Götter zum Haupt über die Erde gesetzt,
 Das ein Cäsar lieber mit Schuld allein zu besitzen
 Wünschte, als andern gesellt treuer Gesippe zu sein,
 Das drei Leistungen höhten: des Feinds Bezwingung durch Waffen,
 Ahndung der Schuld durch Gesetz, Freundesgewinnung durch
 Ueber das Werden des Bauwerks wachte die Sorge der Lenker, [Kraft.
 Und ihm kamen zugut Gastlichkeit, Wasser und Land.

Norden und Süden steuerten Baustoff, Künstler und Kosten
 Bei, es bot sich der Platz selber für Mauerwerk dar,
 Und nun setzten die Führer die Mittel, die Meister den Fleiß ein,
 Hilfen gab alle die Welt, Segen das Schicksal hinzu.
 Aber gestürzt ist die Stadt, und wenn ihrer würdig ein Wort ich
 Sagen möchte, ich weiß dies nur: es war einmal Rom.
 Gleichwohl war nicht Länge der Zeit, nicht Flamme, nicht Schwert-
 All die Herrlichkeit hier ganz zu zerstören imstand. [streich
 Tun von Menschen vermochte es, Rom so groß zu errichten,
 Daß es von Göttern kein Tun wieder zu fällen vermocht.
 Bringet nur Schätze und Marmor und Gunst der Himmlischen neu her,
 Lasset die Künstler nur neu schaffen mit emsiger Hand —
 Nicht wird dennoch ihr Bau je gleich den stehenden Mauern,
 Noch auch richten sie je nur das Zertrümmerte auf.
 So viel blieb, so vieles ist hin, daß nun die Ruine
 Niemals erreichbar steht, nie wiederherstellbar liegt.
 Selber bestaunen die Himmlischen hier die Himmelsgestalten,
 Und gern ähnelten sie ihren Gesichtern im Stein.
 Nicht vermochte Natur solch Antlitz den Göttern zu schaffen,
 Wie, von Göttern der Mensch strahlende Bilder erschuf.
 Blick geht von den Erhabenen aus, es ruft zur Verehrung
 Eher des Künstlers Bemühn als ihre Göttlichkeit auf.

*

Stadt des Glücks! ja wäre nur ohne Herren die Stadt da,
 Oder es wäre den Herrn Schmach, ohne Glauben zu sein!

*

Da ich die Statuen, da ich die Scheingottheiten noch liebte,
 Stiegen mein Heer und mein Volk und meine Bauten zur Höh.
 Aber seitdem ich die Bilder und all die Altäre des Wahnes
 Umstieß, daß ich allein diene dem einzigen Gott,
 Schwanden die Burgen dahin, die Götterpaläste versanken,
 Dienstbar wurde das Volk, Adel verlor seine Art.
 Weiß nun kaum, wer ich war, ich, Roma, entsinne mich Roms kaum,
 Und, so tief ist der Fall, kaum noch gedenke ich mein.
 Lieber ist dieser Verlust mir dennoch als jene Erfolge:
 Arm bin ich größer als reich, größer im Sturz als im Stand.
 Denn mehr brachte das Kreuz als die Adler, Petrus als Cäsar,
 Mehr eine wehrlose Schar als die gepanzerte Macht.

Aufrecht bezwang ich die Erde — gestürzt zertret ich die Hölle;
 Leiber regiert ich im Stand — Seelen in Bruch und Verfall,
 Damals der kläglichen Menge — den Fürsten der Finsternis heute
 Herrscherin; Städte dereinst — jetzt sind die Sterne mein Reich.
 Daß es nicht scheine, ich danke den Kaisern so viel und den Waffen,
 Daß nicht sichtbare Pracht mich und die Meinen vom Weg
 Lenke, verlor sich die Waffengewalt und der Glanz des Senates,
 Brachen die Tempel herab, sind die Theater im Schutt.
 Leer nun der Markt und stumm das Gesetz; es fehlt dem Verdienste
 Löhnung, dem Volke Gericht, ja, auch dem Feld der Kolon.
 Eiserne Ritter, unbeugsame Richter, die Freien von ehdem
 Sind nun schlaff, nach Gewinn gierig und dulden das Joch.
 So der Verfall: denn nimmermehr darf mein Bürger auf derlei
 Hoffnung setzend vom Kreuz Hoffnung und Gnade verschmähn.
 Andere Heime verheißt das Kreuz und andere Ehren:
 Seinen Streitern als Preis Herrschaft in höherer Welt.
 Fürst wird Knecht vor dem Kreuz, doch frei; ihn bindet die Satzung,
 Und doch geht er gekrönt; zitternd gehorcht er, doch froh.
 Schätze vertut hier der Reiche und lebt in Fülle; er wuchert
 Und verwaltet doch recht, sucht er bei Sternen den Zins.
 Hat mit dem Degen ein Kaiser, mit Rate ein Konsul, hat je ein
 Redner mit mächtigem Wort, Feldzug mit tapferer Hand
 Mir so Großes errungen? Durch deren Mühn und Gesetze
 Fiel die Erde mir zu: aber das All durch das Kreuz.